

**Ruhe vor dem Sturm. Vom Älterwerden.
Galerie im Park, Bremen. 30.6.2019
Christine Henke / Akkela Dienstbier**

Die Fotografie war mir bekannt. Doch als ich die Einladungskarte zu dieser Ausstellung aus dem Umschlag holte, schaute ich den Mann wie zum ersten Mal an. Besser gesagt hatte ich das Gefühl, als schaute er mich an, als sehe er mir beim Anschauen zu. Der nackte Mann war in meine Welt gekommen und mir nahe gerückt. Er forderte mich heraus zur Auseinandersetzung, mit seinem Blick, mit seiner Nacktheit, mit seiner Offenheit und seinen Rätseln, mit einer Offenbarung, die mir Respekt einflößte. Braucht es für ein solches Foto Mut, Selbstbewusstsein, Überwindung, Trotz gegenüber Konventionen oder einfach Gelassenheit oder am besten von allem etwas? Gibt dem Mann dort vielleicht gerade das Alter die Stärke zu einem solchen Auftritt? Wobei - finde ich den Mann alt? Was genau ist das, alt sein?

Der nackte Mann auf dem Foto ist Teil der Ausstellung, über die ich hier zu Ihnen sprechen möchte. Er verkörpert ihr Thema, er repräsentiert ihre Exponate, er macht auf sie aufmerksam. Er steht exemplarisch für ein Bildprojekt, das sich mit dem Alter beschäftigt, genauer gesagt, mit dem Älterwerden, was die Dauer der Lebens Epoche, um die es hier geht, deutlich verlängert. Schließlich altern wir in jedem Moment. Aber müssen wir uns deshalb gleich älter fühlen? Bietet sich nicht mit jedem Lebenszuwachs auch eine neue Lebenswirklichkeit und Daseinsmöglichkeit? Kann nicht auch im Alter ein Anfang liegen? Kommt es nicht darauf an, wie wir auf das Alter schauen, wie wir mit ihm umgehen, wie wir es leben? Wir begegnen in dieser Ausstellung Porträts von Menschen, denen wir ihre Lebensjahre mehr oder weniger ablesen können. Aber nicht nur die zurückliegenden, wie ich finde, sondern auch kommende. Diese Bilder ziehen nicht nur Bilanz, sie öffnen auch Räume - die Porträtierten wirken dafür gewappnet und darauf gespannt. Sie strahlen Neugier und Zuversicht aus. Was mag in ihnen vorgehen? Was erzählen die Bilder über das Älterwerden oder Altsein?

Bei der Vorbereitung dieser Rede habe ich mir Literatur zum Thema Alter beschafft, habe gegoogelt, Statistiken und Erfahrungsberichte gelesen, nach passender Prosa und Poesie gesucht. Zugleich habe ich immer wieder die Fotografien von Christine Henke und die Bilder von Akkela Dienstbier angeschaut und irgendwann wurde mir klar, dass mir allgemeine Erhebungen, Analysen und Berichte nicht weiterhelfen. Die Exponate dieser Ausstellung zeigen ja gerade eine Vielfalt der Gesichter, in denen das Alter auftritt, sie rücken einzelne Individuen in den Fokus. Sie zeigen, dass Alter individuell gelebt und subjektiv empfunden wird. Gerade die Vielstimmigkeit fordert unsere besondere Empathie und unseren spezifischen Respekt ein. Natürlich gibt es objektive Faktoren, die Formen des Alters prägen. Diese fließen in die Ausstellung ein, doch hier handelt es sich um eine künstlerische Annäherung und dabei geht es um subjektive Wahrnehmung. Das muss keine Verengung sein. Gerade aus individuellen Ausprägungen des Alterns und aus der künstlerischen Sicht darauf lässt sich vielfältige Erkenntnis gewinnen. Es geht also um Ästhetik, um die Erscheinung des Alters im Bild.

Kehren wir dafür zu dem Mann von der Einladungskarte zurück und schauen uns beispielhaft für die Arbeiten Christine Henkes das Foto genauer an. Der Mann sitzt gelassen auf einem Podest. Es wirkt so, als habe er in der Welt seinen Platz gefunden und besetzt, eine in ihrer defensiven Stille bestimmte Positionierung, der Fragen und Zweifel nicht fremd zu sein scheinen. Der Mann wendet sich uns nicht frontal zu, aber auch nicht ab, er könnte unseren Weg fast beiläufig kreuzen, blickt uns dabei aber fest von der Seite an. Er wirkt entspannt und doch versammelt, bereit für Kommendes mittels dem, was er in sich trägt. Er scheint nicht nur reagieren zu wollen und sich nicht nur auszusetzen. Er sucht das Gegenüber, den anderen, einen Austausch, dem er sich stellen will. In der Sitzhaltung beschreibt sein Körper zwei rechte Winkel, damit schmiegt er sich wie an einen Stuhl oder eine Stufe an, markiert Ankunft und Aufwärtsstreben. Der ausgestreckte linke Arm ruht auf dem linken Oberschenkel, bildet so mit Bein und Rumpf ein Dreieck, das dem Körper klare Linien, eine harmonische Form und eine dynamische Diagonale einschreibt. Dabei wird der Arm fast zur Schranke, die von Annäherung spricht und zugleich Abstand hält. Die Pose wirkt komponiert, doch nicht starr. Die natürliche Haut bricht organisch die Statik der skulpturalen Haltung, hinzu kommt der Blick des Mannes, der seiner Erscheinung Leben und mit dem Anflug eines Lächelns eine ernste Heiterkeit verleiht. Vielleicht amüsiert ihn ja schon vorausschauend unsere Suche nach der Identität zwischen seiner Erscheinung und Person, zwischen Geste und Gehalt. Keine äußerlichen Affekte prägen sich in dem Bildnis aus, sondern innere Vitalität, die mehr von Möglichkeit als von faktischer Wirklichkeit spricht.

Das Foto ist für mich ein Sinnbild für innere Stärke im Alter und Stärken des Alters. Es passt zum Ausstellungstitel „Ruhe vor dem Sturm“, es wendet das Motto zu einer Gelassenheit im Rauschen der Gegenwart und angesichts künftiger Unwägbarkeiten. Es scheint ein wenig aus der Zeit gefallen zu sein und wirkt damit unaufgeregt subversiv. Das Foto ist im klassischen Schwarzweiß gehalten, eine Reduktion, die zur formalen Klarheit der Darstellung, zu ihren subtilen Kontrasten und zu einer gewissen Strenge der Komposition beiträgt. Man kann sich in die zeitenthobene Körperlichkeit und Räumlichkeit versenken. Was das ruhige Bild auch andeutet: Angesichts der knapper werdenden Ressource Lebensdauer können wir unsere Zeit im Alter in die Breite und Tiefe erweitern, in eine gedehnte, achtsame Augenblicklichkeit. Dabei wirkt die Aufnahme bei aller Zurückhaltung enorm präsent. Sie hebt sich wohltuend von der Buntheit der Bildwelten ab, die uns auf Displays des Alltags begegnet. Wenn ich sage schwarz-weiß, dann ist das nur halb richtig. Eigentlich schauen wir auf ein breites Spektrum an Graustufen in reicher malerischer Tonigkeit.

Wenn man länger hinsieht, steckt in der ganzen Szenerie ein breites Spektrum an Nuancen, Reibungen und Übergängen. Dazu tragen nicht zuletzt die Lichtverhältnisse bei, ein Zusammenspiel von Licht und Schatten, das dem Körper Plastizität verleiht, wie in eine Lichtung gestellt. Das Licht kommt dem Mann entgegen, der Schatten liegt hinter ihm - das ist nur ein Aspekt des Fotos, aus dem wir eine Geschichte, vielleicht unsere Geschichte, vielleicht eine Geschichte über das Altern entwickeln könnten. Den Schatten hinter sich lassen, ins Licht gehen, in eine Klärung. Könnte das ein Mehrwert des Alterns sein, oder eine Herausforderung des Alters? Dabei tragen wir das Licht immer in uns selbst, so wie auch stets der Schatten in uns wohnt. So wie dieser nackte Mann seiner Person für ein Foto eine Haltung verleiht,

sein ganzes bewegtes Dasein in einer Pose bündelt, könnten wir im Alter unserem Leben mit klarerem Bewusstsein als in den ruhelosen Zeiten der jungen und mittleren Jahre seine Gestalt geben, es aktiv in eine, nein, in unsere Form bringen und damit auch aktiv unseren Platz in der Welt einnehmen und ausfüllen.

Schauen wir uns die anderen Fotografien an, sehen wir Frauen und Männer in unterschiedlichem Zusammenspiel mit dem schwarzen Podest, das als einziges durchgehendes Requisit in dem leeren Atelierraum auftritt. Mal dient es als Stütze, mal als Liege, mal als Hocker, mal verdeckt es den Körper halb, mal steht es ihm zur Seite. Die Porträtierten sind mit sich und ihrem Körper allein, eine Frau greift sich an den Bauch, als wolle sie sich ihrer Mitte versichern und blickt zugleich ins Weite, den Kopf entschlossen erhoben. Eine andere sitzt leicht abgewandt und schaut über die Schulter offen und sicher in die Kamera, ein auffällig wacher und zugewandter Blick. Eine blonde Frau liegt mit angezogenen Knien angeschmiegt an das Podest, ihr Lächeln unter geschlossenen Augen korrespondiert mit der Kuschelpose, das Wohlgefühl, das sie ausstrahlt, fügt sich zur Weichheit ihres Körpers, auch die zu kleine Auflagefläche des Podestes kann sie nicht davon abhalten, ihren Platz zur behaglichen Ruhestellung zu finden.

Christine Henke hat mit ihren ProtagonistInnen einführende Gespräche geführt und ihnen damit in die Haltungen und in den Kontakt mit der Kamera verholten. Ganz offensichtlich hat sie Vertrauen aufbauen können und zugleich agiert sie fotografisch mit großer Behutsamkeit. Das gesamte Raumklima und die stillen Akteure vermitteln Intimität im Zustand von äußerer Behütung und innerer Versenkung. Immer ebnet die Komposition mögliche Wege in die Innenwelten der Auftretenden ohne suggestiv zu psychologisieren. Nie stellt sich das Gefühl ein, als schauten wir auf entblößte Menschen, vielmehr treten die Porträtierten in natürlicher Pose mit einer fast selbstverständlichen Freiheit auf, die sie ganz zu sich kommen lässt, in großer Übereinstimmung mit sich selbst, in einer Balance, die aber zugleich die verschiedenen Energien ihrer komplexen, letztlich unaufschließbaren Persönlichkeit nicht einebnet.

Lässt sich das, was ich bisher gesagt habe, auf einen Nenner bringen, gibt es vielleicht einen Begriff, in dem sich bündeln ließe, wie sich die Menschen in den Fotografien von Christine Henke und den Bildern von Akkela Dienstbier zeigen? Ich bin in einem Zeitungstext auf eine solche Begrifflichkeit gestoßen. Die Autorin des Beitrags verwendet darin für die Erscheinungsform des Alters das Wort Anmut. Das Wort wird häufig eher im Zusammenhang mit Jugend gebraucht. Gibt es auch die Anmut des Alters? Oder ist vielleicht gerade dem Alter die Anmut im besonderen Sinne dieses Wortes vorbehalten? In dem Artikel fand sich ein Verweis auf die Abhandlung Friedrich Schillers über Anmut und Würde. Anmut, heißt es dort, sei eine Art Zugabe zur Schönheit, ein Plus, das nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Menschen selbst hervorgebracht wird. Schon die Schönheit definiert Schiller als Freiheit in der Erscheinung, erst recht strahle aus der Anmut die Selbstbestimmtheit des Subjekts. Anmut vermittelt also zwischen Natur und Individuum und was uns an einem anmutigen Menschen gefällt und einnimmt, ist der Ausdruck eines selbst gefüllten und geführten einzelnen

und schon dadurch besonderen Daseins. Nimmt die Aussicht darauf nicht gerade mit der Reife zu? Somit muss sich das Alter nicht an einen Jugendkult heranschmeißen. Bei den Reizen der Jugend sprechen sich offensiv die von der Natur gegebenen und gewollten Zwecke aus. Im Alter öffnet sich ein größerer Spielraum in der Verfolgung der Natur, die eigene Vorstellung hat freieres Spiel im Umgang mit dem treibenden Willen, auch ein Zuwachs an Selbstbestimmtheit.

Während Christine Henke die Menschen unbekleidet und aller Attribute ledig in einem offenen Raum fotografiert, stellt Akkela Dienstbier die Protagonisten ihrer Bilder in einen sichtbaren Kontext. Sie lässt einzelne oder Paare - und damit fokussiert sie auch die Zweisamkeit als eine zentrale Bedingung für glückendes Alter - mit einem für dieses wichtige Requisite in einem Naturraum auftreten. Die Natur besitzt für die Porträtierten unterschiedliche Bedeutungen, in jedem Fall spielt sie eine wichtige Rolle. Manche Menschen platzieren sich in ihrem Garten, andere in der Nähe eines für sie bedeutsamen Baumes.

Der Baum ist für viele seit ewigen Zeiten ein Partner in der Meditation, ein mythischer Repräsentant von Naturkräften, sinnbildlicher Gestaltgeber von Abstammungstafeln und familiären Verzweigungen, schützendes Dach, Träger von Rohstoff und Nahrung, ein Sinnbild für die Korrelation von Verwurzelung und krönenden Ausgriff ins Weite, Freie, Hohe, zwischen Untergründigem und Offenbarem. Auch die meisten Menschen in Akkela Dienstbiers Arbeiten tragen Spuren des Alters, im Naturkontext allerdings wirken sie weniger vereinzelt und auf ihre pure Existenz reduziert, sondern sind eingebunden in einen natürlichen Zyklus und ein kosmologisches Geschehen, das sie zu tragen und zu prägen scheint. Hier offenbart sich die Vorstellung eines Ortes und Raums ungeteilten Daseins.

Dieser Naturzusammenhang ist dadurch herausgestellt, dass die Künstlerin malerisch und zeichnerisch Pflanzenformationen überarbeitet. Auch Naturmaterial wird hinzugefügt. Dem Blattwerk sind damit gestische Spuren eingeschrieben, es tritt ornamental und zeichenhaft auf, zeigt sich als komplexer Strukturprozess, der Analogien in unserem ästhetischen Empfinden hat: Natur und Kunst besitzen tiefe Ähnlichkeiten, die sich sowohl in der Figuration wie auch in der Abstraktion ausbilden. Dem Repräsentationscharakter des Porträts steht die Präsenz der zeichnerischen Linie oder farbigen Fläche zur Seite. Manchmal überblendet auch die Naturform den Körper, so dass die Individuen mit der Natur geradezu verschmelzen. Ihre Identität erhält eine universelle Prägung durch das Pflanzliche als Symbol für natürliche Kräfte und Prozesse.

So korrespondieren die individuellen Konturen aber auch die inneren Energien der Menschen mit den Spuren der Umwelt, einer Umwelt, die längst von kulturellen und zivilisatorischen Überformungen geprägt ist. Dabei ist in der ästhetischen Begegnung von Mensch und Natur in Akkela Dienstbiers Bildern nicht nur friedliche Harmonie zu lesen. Vielmehr drücken sich in ihnen sowohl Krisenempfinden, aber auch Hoffnung und Utopien aus.

Die Natur gewinnt im Bewusstsein westlicher Gesellschaften einen immer höheren Stellenwert - gerade aufgrund ihrer akuten Gefährdung. Damit

geraten lange gültige Fortschrittskategorien wie der Wachstumsgedanke und das Renditeprinzip immer mehr unter Legitimitätsdruck. In diesem Zusammenhang scheint auch das Bewusstsein vieler Menschen bezüglich der Natur in ihnen selbst zu wachsen. Wenn die Natur sich auch nicht als moralische Instanz anbietet und kein Mitleid kennt, scheint sie doch bei allem Vernunftgebrauch als Wegweiser in der Lebensführung und Daseinsorientierung dienen zu können. In einer Zeit, in der viele natürliche Phänomene dank Wissenschaft und Technik ihren Schrecken verloren haben, bietet sich Natur leichter als Partner denn als Konkurrent an. Einem Partner muss man allerdings auch mit Verständnis, Respekt und Zuwendung begegnen. Ausbeutung hat in einem solchen Verhältnis keinen Platz. Für sein Selbstverständnis als natürliches Wesen könnte dem Menschen vor allem ästhetische Erfahrung den Weg weisen, so wie Akkela Dienstbier sie in ihren Bildern anbietet. In ihren Arbeiten erscheinen die Protagonisten als Geschöpfe, auf Augenhöhe mit anderen Schöpfungen der Natur, welche die vitalen Prozesse des Lebens zwischen Keimen und Vergehen sichtbar und spürbar werden lassen. Die künstlerische Bearbeitung steigert das Wiedererkennbare des Porträts zu einem sinnlichen Ereignis und verleiht dem Bildraum eine atmosphärische Kraft, die Gedanken und Gefühlen gleichermaßen Platz bietet.

Während Christine Henke mit den Menschen ihrer Fotografien offene Gespräche geführt hat, um sie in die Porträtsituation einzustimmen, stellte Akkela Dienstbier gezielte Fragen. Diese basieren auf dem Konzept des israelisch-amerikanischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky, der einer an Krankheitssymptomen orientierten Schulmedizin sein Programm der Salutogenese gegenüberstellt. Dieses ist an der Entstehung und Erhaltung von Gesundheit, also an den Ursachen für Wohlergehen interessiert. Die Fragen berühren das Selbstverständnis und das Weltverständnis der Menschen. Viele Antworten spiegeln eine ungebrochene Aktivität und einen vitalen Aufbruchgeist auch im Alter wider. Neugier bestimmt die Lebenshaltung, Freundschaften und Kontakten nach außen wird eine große Bedeutung zugesprochen. Als positive Begleiterscheinung des Alters wird eine wachsende Unabhängigkeit von der Außenwahrnehmung genannt. Mit dem Alter kann ich meinen Körper gelassener annehmen, antwortet eine Frau. Dabei erfordere das Alter auch eine bewusster Lebensführung und Achtsamkeit gegenüber dem Körper. Der eine ignoriert die Endlichkeit, eine Antwort dokumentiert Furchtlosigkeit vor dem Tod, eine Frau sieht im Tod auch eine Befreiung. Zumutung und Trost zugleich bedeute die Endlichkeit. Durch Erfahrung von Trauer und Trennung gewinnen Gegenwart und Augenblick an Bedeutung. Im Einklang mit sich selbst sein gilt als erstrebenswert. Mein Geist hat nachgelernt, heißt es einmal.

Diese Ausstellung ist eingebettet in ein Rahmenthema: Einsamkeit. Auch die Empfindung und Realität der Einsamkeit hat viele Gesichter. Allein sein muss nicht notwendig Einsamkeit hervorrufen. Diese ist keinesfalls auf das Alter beschränkt. Auch in Gesellschaft und im sozialmedialen Dauerkontakt kann man sich einsam fühlen. Auch die Kommunikation mit geistigen und künstlerischen Welten kann einsam machen. Einsamkeit kann aus einem Konflikt mit sich selbst resultieren. Alleinsein kann in Verlust oder Abschied gründen oder auch in einem Mangel an Perspektive.

In dem Roman „Wie weiter?“ von Angela Krauß stellt die Ich-Erzählerin die Titel gebende, leitmotivische Frage „Wie weiter?“. Für manche mag die Frage müßig sein. Schließlich geht es immer weiter. Doch was, wenn der Fluss plötzlich stockt, wenn der Automatismus hakt, weil eine Krise auftritt oder eine Veränderung eintritt, die Fragen und Zweifel aufwirft, wenn der Platz an der Seite leer ist? Wenn die Zweifel bohren, wenn die Komplexität der nahen und fernen Dinge, das Private und das Globale bedrängend werden, wenn frühere Utopien verschüttet sind und neue Hoffnungen nicht in Sicht. Wenn die Endlichkeit greifbarer ins Bewusstsein rückt. Wie weiter? Die Ich-Erzählerin bei Angela Krauß fragt einen älteren Freund und der rät: Mach einfach etwas, einen kleinen Schritt, dann ergibt sich eine neue Situation und daraus eine neue Perspektive und so weiter. Das Cover des Romans zeigt ein Mikado-Spiel: die Hauptfigur spielt es immer wieder, nennt dieses Aufheben und Ablegen, das eine permanent neue Lage schafft, einen Exzess präziser Zartheit. Das könnte doch eine Strategie für die Bewältigung von Krise und Chaos sein: die Konstellation anschauen, nicht aufgeben, sondern sie als Aufgabe begreifen, behutsam die Balken bergen, die durcheinander geraten sind, eine Komposition schaffen, in der man sich selbst wieder findet. So verwandeln sich die starren Stäbe vielleicht in biegsame Fäden, aus dem Gerüst wird ein wachsendes Gewebe, das sich allmählich wie die eigene Geschichte anfühlt, die man im Alter bewusster zu formen und zu formulieren beginnt, die eine mit der eigenen Biografie belebte Poesie entzündet, die mit abgeschirmter Versenkung Einsamkeit abfedert.

In den hier präsentierten Porträts, mit denen wir in Dialoge treten und die dabei die Macht des Bildes dokumentieren, sehe ich vitale Beispiele für individuelle Erzählungen und Teilhabe an der Gemeinschaft. Vielleicht ist ja Kunst, die immer Adressaten sucht, überhaupt eine gute Blaupause für die Kunst des Alterns, vielleicht auch eines behutsamen permanenten Aufbruchs und zugleich sanften Abschiednehmens, eine Kunst, in der Intuition, Erfahrung, Neugier und Mut Potenziale wecken und Abschlüsse anbahnen. Wir haben alle das Bedürfnis, Formen zu schaffen, der steten Veränderung der Existenz Bleibendes entgegen zu setzen, unsere Erinnerungen zu ordnen. So können wir in unserer Erzählung zu Akteuren und Autoren unseres Lebens werden, mit Worten, Gesten oder Taten, allein und in einer Gemeinschaft. Wir erlangen Mündigkeit, wenn wir bei aller Demut und Verletzlichkeit die Stimme erheben oder unsere Wörter notieren, dabei sollten wir auch die sozialen Medien nicht der Jugend allein überlassen und schon gar nicht den Rechtspopulisten und Rassisten.

Wer Autor seiner Lebenserzählung wird, weiß, dass sich aus seinem Tun eine Eigendynamik entwickelt und eine Kommunikation, mit sich und anderen, im Zu-Sich-Kommen ein Weg aus dem Alleinsein. Man kommt an Punkte, wo man sagt: Gut. Und jetzt weiter. Wer den Ausgang seiner Geschichte akzeptiert hat, besitzt alle Freiheiten auf dem Weg.

Einführungsrede Dr. Rainer Beßling, Kunstjournalist und Publizist